

C GESELLSCHAFTSWISSENSCHAFTEN

CB BILDUNG UND ERZIEHUNG

CBB Hochschulwesen

Universität - Religion - Kirchen

AUFSATZSAMMLUNG

- 12-3** *Universität, Religion und Kirchen* / hrsg. von Rainer Christoph Schwinges. Red.: Daniel Dossenbach und Katrin Lozano. Unter Mitarb. von Janine Frey und Thomas Schwitter. - Basel : Schwabe, 2011. - X, 581 S. ; 23 cm. - (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte ; 11). - ISBN 978-3-7965-2737-1 : SFr. 120.00, EUR 84.50
[#2270]

Rainer Christoph Schwinges hat in der von ihm in Verbindung mit fünf anderen einschlägigen Fachgelehrten herausgegebenen Reihe **Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte** bereits mehrere Bände zur Geschichte der mittelalterlichen, frühneuzeitlichen und modernen Universität vorgelegt.¹ Der neueste Band 11 dieser mittlerweile zu einer der wichtigsten deutschsprachigen Plattformen für Forschungen zur europäischen Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte gewordenen Reihe widmet sich erneut einem sachlich klar umrissenen Themenfeld aus dem geradezu unerschöpflichen Beziehungsgeflecht der abendländischen Universität, dem Komplex *Universität, Religion und Kirchen*. Grundlage für den vorliegenden Band bildete eine gleichnamige und vom Reihenträger, der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte mit Sitz in Münster, veranstaltete Tagung vom September 2007 im Kloster Weltenburg (Bayern), deren Programm für den Druck um zwei Bei-

¹ Bd. 1. **Artisten und Philosophen** : Wissenschafts- und Wirkungsgeschichte einer Fakultät vom 13. bis zum 19. Jahrhundert. - 1999. - Bd. 3. **Humboldt international** : der Export des deutschen Universitätsmodells im 19. und 20. Jahrhundert. - 2001. - Bd. 6. **Finanzierung von Universität und Wissenschaft in Vergangenheit und Gegenwart**. - 2005. - Bd. 9. **Wissenschaftsfreiheit in Vergangenheit und Gegenwart**. - 2008. - Bd. 10. **Universität im öffentlichen Raum**. - 2008. - Bd. 7 wurde in **IFB** besprochen: **Examen, Titel, Promotionen** : akademisches und staatliches Qualifikationswesen vom 13. bis zum 21. Jahrhundert / hrsg. von Rainer Christoph Schwinges. Red.: Marie-Claude Schöpfer Pfaffen. Unter Mitarb. von Tina Maurer und Thomas Schwitter. - Basel : Schwabe, 2007. - X, 776 S. : Ill., graph. Darst. ; 23 cm. - (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte ; 7). - ISBN 978-3-7965-2155-3 : SFr. 128.00, EUR 89.50 [#1868]. - Rez.: **IFB 11-3**
<http://ifb.bsz-bw.de/bsz121458776rez-1.pdf>

träge (von Kerstin Hitzbleck und Daniel Dossenbach) erweitert wurde.² Gemäß dem Grundsatz der Gesellschaft, eine „Forschungsrichtung, die sich in der jüngeren und jüngsten Vergangenheit als eine verfassungs-, sozial- und kulturgeschichtlich zentrierte Universitätsgeschichte zwischen den institutionell etablierten Arbeitsfeldern ‚Bildungsgeschichte‘ und ‚Wissenschaftsgeschichte‘ erfolgreich angesiedelt hat“ (S. IX), zu fördern, kam hier ein entsprechend umfassender Ansatz zur Anwendung. Sämtliche Epochengrenzen übergreifend – man möchte „vor allem die langfristigen Veränderungen verständlich machen, die Universität, Bildung und Wissenschaft in vormodernen und modernen Gesellschaften hervorgerufen haben“ (S. IX) –, wird das Thema in insgesamt 19 Beiträgen, umrahmt von einer das Problemfeld aufreißenden Einführung und einer Zusammenfassung, ausgiebig behandelt.

Ausgangspunkt für Tagung und Tagungsband war die in der Einführung *Universität, Religion und Kirchen – eine Einführung* (S. 1 - 6) von Rainer Christoph Schwinges benannte Tatsache, daß die europäische Universität, jedenfalls mit ihrer 800jährigen Geschichte, ohne Religion und Kirchen nicht denkbar sei. Tagung und Tagungsband widmeten sich deshalb einer der „Kernfragen der Universitäts-, Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte“ (S. 2), mithin den „besonderen, mitunter spannungsgeladenen Beziehungen und vielfältigen Interaktionen der Trias Universität, Religion und Kirchen im historischen Prozess mit all seinem Wandel“ (S. 2), deren mannigfaltige Dimensionen mit noch viel mannigfaltigeren Facetten Schwinges knapp angedeutet. In der (deutschen) Historiographie bis weit ins 20. Jahrhundert hinein sei die Position der Universität zwischen Kirche und Staat oft zu einseitig bestimmt worden; die moderne Geschichtsforschung – nach mehreren Paradigmenwechseln – wisse dagegen um den maßgeblichen Beitrag der Kirche(n) zur Institution Universität von den Anfängen um 1200 bis zur Gegenwart. Ganz selbstverständlich werde die Universität heute als eine Institution im Rahmen der Kirche, nicht jedoch als Institution der Kirche, gesehen, zumindest und in besonderem Maße bis ins späte 18. Jahrhundert, denn erst dann habe der jeweilige Staat sich stärker für seine Universität(en) zu engagieren begonnen. Ziel des Bandes sei nun, angesichts der unüberblickbaren Einzelforschung erstmals einen synthetisierenden Blick auf das Thema zu werfen; dazu hat Schwinges der Tagung und dem Band eine dreigliedrige Struktur zugrundegelegt: „Die erste [Sektion] ist zunächst der ‚alten‘ Dichotomie von Papsttum und Universität gewidmet, gefolgt sodann in der zweiten Sektion von Analysen der institutionellen und personellen Verflechtungen zwischen den Kirchen und den Universitäten, um schliesslich zum dritten die Universitäten mit Einflüssen aus Religion und Theologien zu konfrontieren“ (S. 6); die Titel der Sektionen lauten dementsprechend *Päpste und Universität* (vier Beiträge), *Kirche und Universität* (acht Beiträge) und *Theologie und Universität* (sieben Beiträge).

² Programm unter:

www.uni-muenster.de/imperia/md/content/guw/tagungen/referweltenburg14.8.07.pdf [2012-08-10].

In der ersten Sektion wagt zuerst Jürgen Miethke unter dem Titel *Papsttum und Universitäten. Förderung, Lenkungsversuche und Indienstnahme (mit besonderer Rücksicht auf Paris)* (S. 9 - 28) eine generelle Bestimmung des Ausmaßes und der Entwicklung der Einflußnahme der Papstkirche auf die Institution Universität. Für die auffällige „typologisch-konstitutionelle Einheit der europäischen Universität“ (S. 10) macht er die kirchlichen Rahmenbedingungen der mittelalterlichen Gesellschaft verantwortlich, insbesondere aber – jedoch nicht ausschließlich – die Einwirkungen des Papsttums. Am Beispiel von Paris, ergänzt um Bologna, Oxford und Cambridge zwischen dem Ende des 12. und dem Anfang des 14. Jahrhunderts, zeigt Miethke auf, wie der Papst seitens der Universitäten zunächst nur für einzelne Rechtsentscheidungen angerufen worden sei und sich noch nicht von sich aus quasi aus eigener Kompetenzfülle bzw. mit politischer Gestaltungsabsicht engagiert habe. Neben solchen Eingriffen, die meist der rechtlichen Besserstellung der Studenten oder der Regelung von Lehr- und Prüfungsfragen gegolten hätten und somit päpstlichen Förderungs- bzw. Formungswillen erkennen ließen, sei der Papst oft auch in Krisensituationen als stabilisierende Instanz hinzugezogen worden. Des weiteren verweist Miethke auf die immense Bedeutung des kurialen Pfründenmarkts für die materielle Versorgung von Universitätsangehörigen und spricht zuletzt – Ausdruck des institutionalisierten Abhängigkeitsverhältnisses von Papstkirche und Universität – die zunehmende Instrumentalisierung der Universitäten im Hinblick sowohl auf die kirchlichen Aufgaben und die päpstliche Politik als auch auf das theologische Lehramt an. Dies habe darin gegipfelt, daß der Papst auch die Kontrolle über die universitären Lehrinhalte habe erringen wollen, wie es sich etwa in den Theologenprozessen vor dem Papst seit dem 12. Jahrhundert geäußert habe. In dieser Entwicklungslinie von Förderung über Kontrolle bzw. Lenkungsversuche bis zur Indienstnahme sei der Förderung insgesamt der größte Stellenwert zugekommen, zu erkennen etwa auch daran, daß bereits an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert selbst alteingesessene Universitäten eine päpstliche Bestätigung ihres Universitätsstatus für erforderlich erachtet hätten.

Den Schritt vom Hochmittelalter in die Frühe Neuzeit macht Rainald Becker mit seinem Beitrag *Päpstliche Kadenschmiede? Die römische Jesuitenuniversität ‚Gregoriana‘ – Entstehung, Bedeutung und Wirkung* (S. 29 - 50), die als „intellektuelles Herzstück der Kirche“, als „Rekrutierungszentrum klerikalen Führungspersonals“ (S. 29) gelte. Um das Erscheinungsbild der Gregoriana, gegründet 1551, als „Katalysator grosser Kirchenkarrieren“ (S. 30) seit dem 17. Jahrhundert bis heute zu verstehen, fragt Becker nach dem Charakter dieser Einrichtung als einer „auf politische und strategische Lenkungsabsichten ausgerichteten Wissenschaftsinstitution“, nach der „Langzeitwirkung ... im Hinblick auf die Ressourcenfunktion für den Nachwuchs in kirchlichen Führungsaufgaben“, nach der Funktion als „Steuerungselement ... , mit dessen Hilfe sich das Papsttum innerhalb der Kirche Geltung gesichert hat und noch immer sichert“ (S. 31). Nach einer Positionsbestimmung der Gregoriana im Wissenschaftsgefüge der jeweiligen Zeit, in der Hoch-

schullandschaft Roms und im Epochenwandel von der Renaissance über den Barock bis zur Moderne wählt Becker mit der Untersuchung von spezifischen Teilgruppen des studentischen Publikums einen prosopographischen Zugriff auf seine Fragen. In langfristiger historischer Perspektive wird einerseits die Anziehungskraft Roms auf die deutschen Bischöfe – fast die Hälfte habe zumindest als Durchgangsstation dort studiert –, andererseits auf das italienische und französische Episkopat abgeschätzt, wobei Becker stets die hinter den verschiedenen Entwicklungsphasen liegenden räumlichen, zeitlichen und institutionellen Wirkungsmomente, aber ebenso etwa nationalstaatliche Bildungstraditionen, beleuchtet. Im Ergebnis kann er die bisherigen Etikettierungen der Gregoriana zwar entpauschalisieren, muß sie deshalb aber nicht ganz aufgeben; wegen ihrer Lage im Machtzentrum der Kirche sei die stadtrömische Universität nämlich „zu einem Schrittmacher dessen, was man als Weltkatholizismus bezeichnen kann“ (S. 49), geworden.

Vollends in der Moderne angekommen ist der Aufsatz von Urs Altermatt über *Die Gründung der ‚katholischen Staatsuniversität‘ Freiburg in der Schweiz 1889* (S. 51 - 67). Aufgrund der besonderen Situation, daß in der Schweiz des 19. Jahrhunderts sich zunächst alle entstehenden Universitäten aus evangelischen Vorgängerinstitutionen entwickelt hätten, habe sich zur Mitte des Jahrhunderts angesichts des offenbaren „katholischen Bildungsdefizits“ (S. 53) eine Diskussion über den Bedarf einer allgemeinen katholischen Hochschule erhoben. Gerade nachdem 1846/47 die Gründung in Luzern gescheitert sei, habe es zahlreiche widerstreitende Vorstellungen gegeben; Erfolg sei erst dem um Ausgleich sowohl inner- als auch außerhalb des Katholizismus bemühten Vorschlag des Freiburger Staatsrats Georges Python (1856 - 1927) beschieden gewesen, wie in anderen Kantonen eine Staatsuniversität und keine in allein kirchlicher Trägerschaft stehende Universität zu begründen. Zwar hätten hier Forschung und Lehre in Kongruenz mit dem katholischen Glauben ausgeführt werden sollen – Altermatt spricht von einem „Bollwerk“ der katholischen Weltanschauung“ (S. 57) in einer klar protestantisch dominierten Wissenschaftswelt –, als Staatsuniversität sei man jedoch zur konfessionellen Neutralität verpflichtet gewesen. Anhand prosopographischer Bemerkungen zu den ersten Professoren und Studenten zeigt Altermatt allerdings, daß diese „Universität sui generis“ (S. 55), die zudem von Papst und Kurie anerkannt bzw. unterstützt worden sei, faktisch an die konfessionellen Gegebenheiten des katholischen Kantons Freiburg gebunden gewesen sei. Prononciert arbeitet er noch den Charakter der Hochschule als einer katholischen, aber eben nicht kirchlichen Einrichtung heraus; auch blickt er kurz ins Innere der Institution und thematisiert etwa, wie schon 1897/98 der Versuch, der Theologie die Rolle einer weltanschaulichen Leitwissenschaft zu geben, in eine schwere Krise geführt oder wie die Präsenz des Dominikanerordens internationale Anziehungskraft ausgeübt habe, was nicht zuletzt für den Erfolg der Universität seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts verantwortlich zu machen sei.

Wieder zurück ins Mittelalter bewegt sich schließlich Kerstin Hitzbleck, indem sie sich unter dem Titel *‚Scientia litterarum‘. Gelehrte Kleriker auf dem*

kurialen Pfründenmarkt zu Beginn des 14. Jahrhunderts (S. 69 - 106) der bereits von Miethke angesprochenen zentralen „Kontakt[zone] zwischen universaler Papstkirche und gebildetem Individuum“ (S. 71), mithin dem päpstlichen Benefizialwesen des Spätmittelalters, widmet. Ihr Thema ist – vor dem Hintergrund, daß das Papsttum durch die Vorteilsverschaffung im Kampf um Pfründen gezielt auch den akademischen Klerus gefördert habe – das Supplikationsverhalten gebildeter, also promovierter Kleriker, hinter dessen Mannigfaltigkeit eine ebenso mannigfaltige Supplikationswirklichkeit, die zudem mit dem sozialen Status eines Petenten korreliere, stehe. Neben der Besprechung von Detailfragen im Zusammenhang mit Supplikationen einzelner Persönlichkeiten untersucht Hitzbleck mit Hilfe von eigenen Datenbankauswertungen die Supplizierungen italienischer und französischer Kleriker zur Zeit Papst Johannes' XXII. (1316 - 1334). Ein spezielles Augenmerk legt sie dabei auf die methodischen Schwierigkeiten, aus der Überlieferung in den päpstlichen Supplikenregistern – und erst recht aus mangelhaften Editionen – einen tatsächlichen akademischen Kontext der Petenten zu erschließen, gerade wenn universitäre Quellen, etwa kollektive Supplikenrotuli, verloren seien. In Italien hätten zudem zahlreiche Petenten in direktem Bezug zur Kurie bzw. deren Peripherie gestanden und schieden damit aufgrund individueller Supplizierungsmotive aus, während in Frankreich die Präsenz des Papsttums in Avignon und etwa auch eine Intervention des französischen Königs die Supplikationshäufigkeit insgesamt gesteigert habe. Anhand der Analyse der Wahl des Exekutorenremiums und der angestrebten Pfründen macht Hitzbleck ferner deutlich, daß selbst daraus Rückschlüsse auf einen universitären Hintergrund eines Petenten nicht ohne weiteres möglich seien.

In der zweiten Sektion gilt zunächst das Interesse Heribert Müllers dem Thema *Universitäten und Gelehrte auf den Konzilien von Pisa (1409), Konstanz (1414 - 1418) und Basel (1431 - 1449)* (S. 109 - 144), wo der Anspruch formuliert worden sei: „Kein Konziliarismus ohne Universitäten“ (S. 110). Eingangs macht Müller auf die Rolle der Universitäten bzw. deren Angehöriger aufmerksam, die die Diskussion auf den Konzilien mit ihren Traktaten entscheidend bestimmt und die Idee einer „via concilii“ (S. 113) der Kirchenleitung, organisatorisch angelehnt nicht zuletzt an kollegial-korporative Universitätsstrukturen, propagiert hätten. Die Präsenz der Universitäten habe eine neue Qualität des Teilnehmerkreises an den Konzilien der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bedeutet, doch seien „scientia et doctrina“ neben der „auctoritas“ (S. 113) angesichts der behandelten Probleme jetzt auch schlichtweg unabdingbar gewesen. Eindrücklich zeigt Müller allerdings, wie sehr die konziliare Gelehrtensamkeit – und auch schon die Präsenz bestimmter Universitäten auf den Konzilien – an die jeweiligen Landesherren rückgebunden gewesen sei; Beraten, „Dienst-Leistung“ (S. 115), nicht Entscheiden, Führen, sei als deren Aufgabe angesehen worden. Und gerade die finanzielle Abhängigkeit vieler Gelehrter vom Papsttum mit seinem Benefizialwesen habe nicht selten zu starken Widersprüchen mit der Konzilsidee geführt, denn die päpstlicherseits gewährte Providierung auf

Pfründen infolge von Suppliken sei nicht in Frage gestellt worden. Wenn auch theoretisch auf Dauer angelegt, sei durch diese zwei Faktoren der konziliare Superioritätsgedanke praktisch zum Scheitern verurteilt gewesen, wohingegen die Idee an sich „zu einem Erbe der Universität des Spätmittelalters für die Welt und Kirche der Neuzeit“ (S. 144) geworden sei. Dieses skizzenhafte Bild konkretisiert Müller noch in jeweils einem umfangreichen Einzelkapitel zu den drei Konzilien, wo eine fast kontinuierliche Bedeutungssteigerung der Universitäten, was in der Konzilsuniversität zu Basel gegipfelt habe, festzustellen sei; ausdrücklich verweist er angesichts großer Forschungsdefizite jedoch auf die Vorläufigkeit all seiner Befunde.

Daniel Gotzen betrachtet in dem Beitrag *Item zu erlangen eyn collegiatur ist swere'. Der Konflikt zwischen ‚magistri regentes‘ und freien Magistern am Beispiel der Kölner und Leipziger Universitätsreformen des frühen 16. Jahrhunderts* (S. 145 - 155) Lösungsstrategien für ein Strukturproblem an den Artistenfakultäten am Vorabend der Reformation. Dieses habe im Gegenüber bepründeter Artistenmagister, der sogenannten Kollegiaten, und freier, unbesoldeter Magister, die im Rahmen des ‚biennium‘ zur Lehre an der Fakultät verpflichtet gewesen seien, bestanden, was angesichts einer solchen „Zweiklassengesellschaft“ (S. 146) nahezu überall zu Konflikten geführt habe. Für Leipzig kann Gotzen aufgrund einer vorzüglichen Quellenlage die Reformdiskussion schon seit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert nachzeichnen, die freilich erst nach der Reformation Sachsens 1539 zum Ende gekommen sei, indem die freien Magister nicht zuletzt aus säkularisiertem Kirchengut besoldet worden seien. In Köln habe man dagegen bewußt den entgegengesetzten Weg beschritten, indem – es gab hier keine Reformation – 1558 erreichte päpstliche Pfründzuweisungen zur Ausweitung des eigentlich überkommenen Bepfründungssystems auf die freien Magister genutzt worden seien. Im Ergebnis habe sich an beiden Universitäten die Bindung an den jeweiligen Geldgeber, einerseits den Landesherrn, andererseits die Kurie, deutlich verstärkt, die ihren neuen Einfluß dann auch wahrzunehmen gedacht hätten. Für die Artistenfakultät hätten letztlich beide Wege wie andernorts die Gleichstellung aller Lehrenden und damit eine Aufwertung der Fakultät als Ordinarienfakultät wie bei den drei höheren Fakultäten bedeutet, womit auch eine Veränderung der Lehrinhalte durch die Etablierung artistischer Fachlekturen einhergegangen sei.

Einen Fokus auf die Schweiz unter vergleichender Einbeziehung Südwestdeutschlands legt daraufhin Beat Immenhauser, wenn er fragt: *Klerikale Bildungstraditionen im Wandel? Zum Universitätsbesuch der Pfarrgeistlichkeit im 16. Jahrhundert am Beispiel Berns* (S. 157 - 174). „Die hohen Schulen und die Kirche [seien] eng zusammenhängende soziale Systeme“ (S. 157) gewesen, die in vielfacher Hinsicht ein – freilich eher einseitiges – Abhängigkeitsverhältnis kennzeichne, da die Kirche den „weitaus grössten Arbeitsmarkt für Akademiker“ (S. 158) bereitgehalten habe. Anfangs wirft Immenhauser einen Blick in die Zeit vor der Reformation, als im Fall Berns fast alle Pfarrgeistlichen, gemeint sind Pfarrer und Schulmeister, zumindest eine grundlegende akademische Bildung aufzuweisen gehabt hätten; und auch danach habe ein Universitätsbesuch weiterhin stattgefunden und sei durch-

aus zwar einstellungsförderlich, nicht aber einstellungsentscheidend gewesen. Denn nach der Reformation sei das Hochschulwesen der Schweiz dadurch gekennzeichnet gewesen, daß 1525/28 in Bern wie in Zürich, Lausanne und Genf ein spezieller Schultyp unterhalb der Universitäten eingerichtet wurde, der – obrigkeitlich gelenkt – gerade zur Ausbildung der lokalen Pfarrgeistlichkeit gedient habe. Wenn dennoch vor allem seit den 1560er Jahren Absolventen dieser Schulen für gewisse Zeit an – fast ausschließlich religionspolitisch-konfessionell konforme – Universitäten geschickt worden seien, so deswegen, weil Bern damit Anschluß an die reformierte Gelehrtenwelt habe halten wollen; ganz im Sinne einer Studienreise ohne Zwang des Graderwerbs hätten hier artistische bzw. theologische Kenntnisse vertieft werden sollen. Mit Hilfe auch graphisch aufbereiteter prosopographischer Daten spürt Immenhauser der Frequentierung sowohl der anderen schweizerischen Schulen als auch der Universitäten, von denen Basel, Heidelberg, Marburg, Leipzig und Wittenberg die wichtigste Rolle gespielt hätten, durch Berner Söhne nach.³

Immerhin teils den christlichen Horizont verläßt Simone Haerberli und bezieht in ihre Überlegungen *Vom Judenpriester zum Judendoktor. Zur veränderten Wahrnehmung des ‚Rabbi‘ durch die Entwicklung der Universitäten* (S. 175 - 204) erstmals auch das Judentum mit ein. Mit eher literaturwissenschaftlichem Instrumentarium untersucht sie die „christlichen Vorstellungen und Darstellungen jüdischer Mitmenschen“ im Kontext eines „als besonders virulent empfundenen Konkurrenzverhältnis[ses] zwischen den beiden Religionsgemeinschaften“ (S. 175), indem sie am Beispiel des Rabbi eine grundlegende Bedeutungsverschiebung des Begriffs aufzeigt. Seit dem Frühmittelalter hätten Juden zunächst als religiöse Konkurrenz gegolten; entsprechend sei der Rabbi, vermittelt durch das Judenbild in den Evangelien, funktional und terminologisch mit dem Bischof als Gemeindeoberhaupt parallelisiert – und so auch ikonographisch dargestellt – worden. Im Judentum dagegen habe man unter Rabbi stets eine gelehrte und keine geistliche Autorität verstanden, und als im 12. und 13. Jahrhundert insbesondere am Mittelrhein sich diese jüdische Gelehrsamkeit in Form von Rabbischulen institutionalisiert habe, sei diese Konkurrenzsituation allmählich auf den Bildungsbereich übergegangen, wie es sich auch terminologisch niedergeschlagen habe. Dabei kann Haerberli anhand zahlreicher Quellenzitate allerdings eine Diskrepanz zwischen historisch-nonfiktionalen und literarisch-narrativen Texten feststellen: Während bei ersteren religiöse Konnotationen vorherrschten, seien dies bei letzteren gelehrte; so auch in der ihr als

³ Zum Prozeß der Professionalisierung und Akademisierung verschiedenster Berufsbereiche im 15. und 16. Jahrhundert vgl. die folgende Studie von Immenhauser, die gleichfalls auf den von ihm zusammengetragenen prosopographischen Daten beruht: **Bildungswege - Lebenswege** : Universitätsbesucher aus dem Bistum Konstanz im 15. und 16. Jahrhundert / von Beat Immenhauser. - Basel : Schwabe, 2007. - 632 S. : graph. Darst., Kt. ; 23 cm. - (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte ; 8). - Zugl.: Bern, Univ., Diss., 2006. - ISBN 978-3-7965-2286-4 : SFr. 98.00, EUR 68.50 [9514]. - Rez.: **IFB 08-1/2-243** <http://swbplus.bsz-bw.de/bsz259877298rez.htm>

Hauptquelle dienenden Silvesterlegende des 4. Jahrhunderts, die bis zum Ende des 15. Jahrhunderts mehrfach lateinisch und deutsch bearbeitet wurde. Was nun die Rolle der Universität betrifft, so gehe nicht nur deren Herausbildung mit der der Rabbischulen parallel, es habe sich im 14. Jahrhundert vielmehr auch ein zweistufiges Verfahren für die Rabbinenausbildung entwickelt, das durchaus dem universitären Artesstudium mit Bakkalaureat und Magisterium ähnlich sei.

Einer speziellen Disziplin, dem *Heilzauber in der voruniversitären Klostermedizin* (S. 205 - 229), der als Form magischer Anwendungen bis ins Spätmittelalter hinein fester Bestandteil auch der Universitätsmedizin gewesen sei, widmet sich anschließend Daniel Dossenbach. Ursprung für diesen Zustand, der die Universitäten geradezu zu einem „mögliche[n] Umschlagplatz für magisches Wissen“ (S. 229) gemacht habe, sei eben die Klostermedizin gewesen, deren Behandlungs- bzw. Krankheitskonzepte von den Universitäten übernommen worden seien und deren Entwicklung vom 5. bis zum 12./13. Jahrhundert deshalb hier dargestellt wird. Von Anfang an sei ein wesentlicher Bestandteil der medizinischen Praxis die Zauberei gewesen, deren Beurteilung seitens kirchlicher Autoritäten von der Spätantike bis ins Hochmittelalter – nämlich eigentlich Verdammung und Kriminalisierung – Dossenbach eingangs kurz anspricht. Eine wirkliche theoretische Auseinandersetzung habe jedoch kaum stattgefunden, so daß Magie als „Schnittpunkt von Religion und Wissenschaft“ (S. 212) insbesondere für die genauer erläuterten Anschauungen von den Krankheitsursachen eine entscheidende Rolle habe spielen können, die religiös, etwa als Strafe Gottes, konnotiert gewesen sein könnten, für die gerade aber auch Magie und Dämonen verantwortlich gemacht würden. Im folgenden stellt Dossenbach eine ganze Reihe von gegen solche Krankheitsdämonen gerichteten Heilzaubersprüchen vor, deren Eingang in die Klostermedizin aus heidnischer Quelle, zumeist durch unreflektierte Übernahmen aus der römisch-griechischen Medizinalliteratur und Volksheilkunde, er eingehend analysiert. Dabei macht er eine Entwicklungslinie in der klösterlichen Zauberspruchdichtung sichtbar, indem zunächst heidnische Zaubersprüche gesammelt und gegebenenfalls christlich umgeformt – Dossenbach spricht von „pragmatische[m] Synkretismus“ (S. 228) –, seit dem 11. Jahrhundert aber auch ganz neue Zaubersprüche auf biblischer oder apokrypher Grundlage gedichtet worden seien. Ergänzend konstatiert Dossenbach zudem jüdische Einflüsse, besonders bei Exorzismen, ebenso wie über das Judentum tradierte arabisch-orientalische Einflüsse speziell im Bereich der Astrologie, was in der Forschung bisher eher vernachlässigt worden sei.

Prudentia/Discretio und Norm – Sind Studium und Ordensleben vereinbar? (Eine Diskussion zur Melker Reform) (S. 231 - 265) lautet der Titel des Beitrags von Meta Niederkorn-Bruck und ist zugleich die Frage, die sie an das Benediktinermönchtum des 15. Jahrhunderts im Kontext von dessen Reformbestrebungen stellt. In sogenannten Interrogatorien, einer Art Reformhandbüchern, die Niederkorn-Bruck anfangs kurz bespricht, sei immer wieder auf die Notwendigkeit von Bildung („prudentia“) und damit Entscheidungsfähigkeit („discretio“) als Grundlage für eine erfolgreiche Amtsführung

im Kloster – und zwar erfolgreich im Sinne der Durchsetzung der Reform – abgehoben worden. Die „Verknüpfung von Studium, Wissen und Karriere“ (S. 244), Karriere hier als Funktion für bzw. im Orden hinsichtlich der Reform, sei denn auch ein Charakteristikum des Melker Reformkreises, der schon recht früh in die universitäre Welt eingebunden gewesen sei, wie Niederkorn-Bruck anhand prosopographischer Daten zu mehreren Persönlichkeiten des näheren und weiteren Reformumfelds zeigt. Methodischer Schwerpunkt ist dabei die historische Netzwerkanalyse, Hauptquellen sind zwei umfangreiche Melker Personenverzeichnisse, mit deren Hilfe sie die mannigfachen Verbindungslinien zwischen Melk und anderen (Reform-)Klöstern, der Universität Wien und anderen Universitäten sowie zum Wiener Hof aufdeckt. Ein wichtiger Punkt ist ihr zudem die Mobilität, sowohl der Personen, was deren Universitätsbesuch und anschließende Reformtätigkeit betreffe, als auch der mit diesen wandernden Texte und damit von Wissen, wie sich gerade an zwei genauer analysierten Melker Bibliothekskatalogen feststellen lasse. Daß Bildung sich hier jedoch nicht auf reformbezogenes Verwaltungs- und Disziplinarwissen reduziere, sondern auch um des Wissens selbst willen angestrebt worden sei, ist Niederkorn-Bruck besonders wichtig; Wissen allerdings auch nicht nur in Bezug auf die eigene Geschichte, sondern als bewußte Auseinandersetzung mit Wissenschaft und Kunst der Zeit, ganz im Sinne des aufkommenden Humanismus.

In der Vortragsversion ohne Fußnoten belassen folgen Peter Hersches Überlegungen über *Die Marginalisierung der Universität im katholischen Europa des Barockzeitalters. Das Beispiel Italien* (S. 267 - 276), in denen erstmals ein Negativbeispiel für das Verhältnis zwischen Universität, Religion und Kirchen präsentiert werden solle. Im Gegensatz zu den Jahrhunderten davor seien die italienischen Universitäten des 17. Jahrhunderts einem gewaltigen Verfall unterlegen, was sich in der geringeren Frequentierung sowohl durch Italiener als auch insbesondere ausländische Studenten niedergeschlagen habe. Neben der konfessionellen Spaltung Europas und entsprechenden Mustern des Universitätsbesuchs macht Hersche für die mangelnde Attraktivität der Universitäten auch eine Vielzahl an konkurrierenden Bildungseinrichtungen – Fachschulen, vor allem für Recht und Medizin, professoraler Privatunterricht, (Ritter-)Akademien – verantwortlich. Für die Theologenausbildung habe freilich weniger das auf dem Trienter Konzil geforderte Priesterseminar, dessen reale Existenz Hersche in düsteren Farben zeichnet, eine Rolle gespielt; zentral seien hier vielmehr die Fachschulen der Orden, allen voran die Kollegien der Jesuiten, gewesen, für kleinere Geistliche auch die Lehre beim Pfarrer und die Domschulen. Speziell in Südeuropa sei die Universität für katholische Amtsanwärter völlig nachrangig gewesen, im Gegensatz zum Protestantismus mit Aufwertung der Universität für die Theologenausbildung, und in den „zwei grundverschiedenen konfessionellen Kulturen“ (S. 273) erkennt Hersche auch „das erste Bündel jener Kräfte, die Religion und Universität seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auseinandergehen liessen“ (S. 268). Denn die Wertanschauungen des Barockkatholizismus hätten für die Verkündigung des Glaubens weniger auf Wort und Wissenschaft – Streben nach wissenschaftlicher Er-

kenntnis sei barocker Mentalität eher fremd gewesen –, sondern auf Kunst und Musik gesetzt, wie es sich in einer enormen Bautätigkeit und Blüte des geistlichen Musikschaflens geäußert habe.

Ulrich von Hehl beschließt die Sektion mit dem Aufsatz *Universität und Konfession im 19./20. Jahrhundert* (S. 277 - 301), wo er die „auffälligen konfessionellen Disparitäten an den deutschsprachigen Universitäten des 19. und (frühen) 20. Jahrhunderts“ (S. 277) analysieren möchte. Sein Hauptaugenmerk gilt der Berufungspolitik, vornehmlich an preußischen Universitäten, im Vorfeld und im Verlauf des Deutschen Kaiserreichs, wo – exemplifiziert an Vorgängen in Bonn, wo es 1862 zu konfessionsbedingten Konflikten gekommen sei – überall, wie im preußischen Staatsapparat insgesamt, eine deutliche „katholische Unterrepräsentanz“ (S. 288) festzustellen sei. Die Ursache für diese Situation, die er anhand mehrerer umfangreicher statistischer Erhebungen der Zeit belegt, habe laut von Hehl allerdings keine systematische Diskriminierung sein können, vielmehr habe es am „katholischen Bildungsdefizit“ (S. 288) gelegen. Dieses sei zudem gewissermaßen selbstverschuldet gewesen, da das Schulwesen unterentwickelt gewesen sei, die soziale Herkunft oft kein Studium erlaubt und der Katholizismus überhaupt Bildung eher fern gestanden habe – Aussagen schon der zeitgenössischen katholischen Inferioritätsdebatte. Um dem entgegenzusteuern, sei es seit den 1890er Jahren durch den Beamten im preußischen Kultusministerium Friedrich Althoff, selbst Protestant, zu gezielten Eingriffen zugunsten katholischer Bewerber gekommen, was – wie von Hehl ausführlich erläutert – etwa in Straßburg im Fall des Historikers Martin Spahn zu enormen Konflikten zwischen Ministerium und der protestantischen Gelehrtenwelt geführt habe. Drei Beispiele aus der Universität Leipzig, zwei Historikerberufungen und die eines Zeitungswissenschaftlers, dienen von Hehl schließlich dazu zu zeigen, wie meist auf inoffiziellern Weg katholischen Bewerbern jegliche Chance auf Erfolg verwehrt worden sei. Mit einem Ausblick auf die frühe Bundesrepublik, in der bis in die 1960er Jahre eine große Zählebigkeit „konfessioneller Bastionen“ (S. 300), gerade auch hinsichtlich der Unterrepräsentanz katholischer Studenten, denen sich erst mit den gesellschaftlichen Umwälzungen neue Bildungswege eröffnet hätten, festzustellen sei, endet der Aufsatz zu einem Thema, das ausdrücklich noch viel Forschungsarbeit bedürfe.

In der dritten Sektion thematisiert zuerst Klaus Schreiner *Konfessionsgebundene Wissenschaft. Konfessionseide an Hohen Schulen der Frühen Neuzeit* (S. 305 - 341), blickt eingangs aber kurz ins Mittelalter, wo er schon recht früh „Eide auf philosophische Denkrichtungen und theologische Strömungen“ (S. 305) ausmacht und dies am Eid auf die Lehre von der Unbefleckten Empfängnis Mariä insbesondere an der Universität Wien exemplifiziert. Danach untersucht er, wie – quasi als Reaktion auf die protestantischen Lehr- und Bekenntnisschriften – an katholischen Universitäten im Zuge gegenreformatorischer Maßnahmen Professoren auf das 1564 vom Papst veröffentlichte tridentinische Glaubensbekenntnis verpflichtet worden seien. Die Durchsetzung sei freilich – erläutert anhand von Ingolstadt – auf

einigen Widerstand an den Universitäten gestoßen, und sogar ein irenisch gesinnter Landesherr wie im Fall von Wien habe sich durchaus Zeit damit gelassen – letztlich aber durchsetzen müssen, um den katholischen Anschein seiner nicht wenig protestantisch geprägten Universität zu wahren. Im Luthertum dagegen habe größte Wirksamkeit die sogenannte Konkordienformel von 1577 entfaltet, die an mehreren Universitäten habe unterschrieben werden müssen; am Beispiel Helmstedts und Tübingens erläutert Schreiner, „wie konfessionsbewusste Landesherrn Kirchenordnungen, Lehr- und Bekenntnisschriften zum religiösen Fundament ihrer Hohen Schulen zu machen suchten“ (S. 320). Zwei Fallbeispiele – zum einen des Ingolstädter und später Tübinger Mathematikprofessors Philipp Apian, der an beiden Orten keinen Eid habe ablegen wollen und deshalb seiner Professur enthoben worden sei, zum anderen des Mathematikers Wilhelm [sic!] Kepler, der dadurch erst gar nicht nach Tübingen habe berufen werden können – belegen für Schreiner, wie sehr religiöse Gewissensfreiheit und konfessionelle Staatsraison im Widerstreit gestanden hätten. In zwei übergreifenden Kapiteln analysiert er abschließend die zeitgenössische Legitimation für den Konfessionseid – dieser sei genutzt worden, „um durch konfessionsgebundene Rechtgläubigkeit ... kirchlichen und politischen Ordnungen Geltung zu verschaffen und den Zusammenhalt der sie tragenden Gesellschaften institutionell zu festigen“ (S. 305) –, aber auch Kritik und Ablehnung. Hauptargument sei der Widerspruch zwischen der Eidesleistung als Bekenntniszwang und dem protestantischen Freiheitsbegriff, was für die Universität die Einschränkung der Freiheit von Lehre und Wissenschaft bedeutet habe; erst im Zuge der Aufklärung sei infolgedessen der Religionseid letztlich vom Eid auf die Verfassung abgelöst worden.

Ein Beispiel für die Auswirkungen der Konfessionalisierung auf die Universitäten bietet Ulman Weiß' Beitrag über *Katholische und evangelische Theologie an der älteren Erfurter Universität zwischen Reformation und Aufklärung* (S. 343 - 373), mithin in einer Stadt, die von Anfang an vom Grundsatz der Zweikonfessionalität geprägt gewesen sei. Sein Hauptaugenmerk legt Weiß auf den Prozeß der „Evangelisierung“ bzw. „Konfessionalisierung“ (S. 351) der Universität, speziell ihrer theologischen Fakultät, die – noch katholisch – im Verlauf des 16. Jahrhunderts in vielerlei Hinsicht einen starken Abschwung erlebt habe. Evangelische Professoren hätten sich zuerst an der philosophischen Fakultät, wo zudem ein Lehrstuhl für Hebräisch habe eingerichtet werden können, und bis in die 1560er Jahre auch an den anderen Fakultäten etabliert; eine evangelisch-theologische Professur habe 1565 allerdings außerhalb der theologischen Fakultät als von der Bürgerschaft finanzierte „Stiftungsprofessur für evangelische Theologie augsburgischen Bekenntnisses“ (S. 348) errichtet werden müssen. Genau schildert Weiß dann die Verhältnisse während des Dreißigjährigen Krieges, als der Rat 1631 an der Seite Schwedens eine konsequente Evangelisierung der Universität betrieben habe und insbesondere die theologische Professur in die Fakultät integriert sowie diese insgesamt neu strukturiert worden sei. Zwar sei 1635 eine Rekatholisierung versucht worden, diese sei aber, begleitet von konfessionellem Dissens im Lehrkörper, nicht zuletzt am Widerstand

des Rats gescheitert; nach dem Krieg sei freilich mit der Restitution des Stands von 1624 wieder der alte korporative Geist an der Universität eingezogen. Jedoch sei trotz bester Voraussetzungen die rekatholisierte Fakultät weiter in Unbedeutsamkeit verblieben, während sich die evangelische Stiftungsprofessur, nun wieder außerhalb der Fakultät, zu einer wirkmächtigen Institution entwickelt habe; als Movens hierfür macht Weiß die Personalunion von Professor, Stadtpfarrer und höchstem Geistlichen, eingebunden zudem in die Bürgerschaft, verantwortlich.

Direkt in die Sphäre der universitären Lehre begibt sich daraufhin Joseph S. Freedman mit dem Aufsatz *Religious Confession and Philosophy as Taught at Central European Academic Institutions During the Late 16th and Early 17th Centuries* (S. 375 - 430), indem er fragt: „To what extent was there a correlation between religious confession and academic (or: ‚scholastic‘) philosophy?“ (S. 375). In typischer Manier diskutiert Freedman dies mit Hilfe von neun Tables im Anhang, die zunächst vier Klassifikationsmodelle der akademischen Philosophie bieten, die Unterrichtsstruktur, wo vier Arten von Lehrveranstaltungen und zwei Gruppen von Publikationen bestimmt werden, erläutern und anhand von Lehrplänen acht europäischer Universitäten die Unterrichtsfächer betrachten. Hier kann er einige konfessionelle Unterschiede im Stellenwert einzelner Disziplinen, insbesondere im Hinblick auf Metaphysik und Philologie, ausmachen, deren Ausmaß und Signifikanz angesichts des mangelhaften Forschungsstands allerdings noch nicht abschließend beurteilt werden könnten. Dies gelte auch für die Beurteilung der philosophischen Lehrinhalte, wofür sich Freedman auf Hinweise zu fünf Themenbereichen – Logik, Physik, Ethik, Ökonomie, Seele – beschränkt, die er aus der Analyse von Inhaltsverzeichnissen einiger ausgewählter Werke zieht; hier seien fast nirgends konfessionelle Unterschiede festzustellen, vorhandene Abweichungen eher autor- als konfessionsbedingt, so etwa zwischen Jesuiten und Nicht-Jesuiten, gewesen. Deutlich werde dies auch beim Zitieren und Zitiertwerden eines Autors – exemplifiziert mit Clemens Timpler –, wo Freedman im Sinne eines umfassenden Eklektizismus generell eine „inter-confessional utilization of philosophical writings“ (S. 401) erkennt, wenn auch auf katholischer Seite nicht so explizit wie andersherum. Insgesamt konstatiert er deshalb eine „confessional ambivalence within the realm of philosophy“ (S. 402), weil die Philosophie als Propädeutik zur Theologie sich inhaltlich gar nicht derart habe konfessionalisieren können, da die meisten Themen, außer dezidiert kontroverstheologische wie etwa die Konzeption der Seele, nicht religiös konnotierbar gewesen seien.

Notker Hammerstein schreitet zeitlich weiter voran, nimmt *Theologie, Universitäten und Aufklärung in europäischer Perspektive* (S. 431 - 454) in den Blick und möchte mit dem Vorurteil, die Universitäten der Aufklärungszeit und speziell die theologischen Fakultäten seien abgekoppelt gewesen von der geistigen Entwicklung des 18. Jahrhunderts, aufräumen. Daß es vielmehr „eine Zeit fruchtbarer und z.T. gar blühender Universitäten“ (S. 432) gewesen sei, wird eingangs bereits vorweggenommen; im Zentrum des differenzierenden Blicks Hammersteins steht die Frage, inwieweit die akademische Theologie an der aufklärerischen Debatte beteiligt gewesen sei, wo-

für er drei Universitätslandschaften untersucht, zuerst die protestantische im Reich. Breit stellt er die Entwicklung der Theologie in Halle und Göttingen dar, wo die orthodox-dogmatische Glaubenslehre vielfach umgewandelt worden sei zu einer neuen vernunftgeleitet-kritischen Theologie auf philologisch-historischer Methodenbasis. Und über diese aufgeklärte Theologie, die gerade auch der Heranziehung eines neuen Pfarrerstands gedient habe, hätten die protestantischen Universitäten des Reichs Anteil an der Verbreitung und Formulierung aufklärerischer Ideen gehabt, ja gewissermaßen „im Zentrum der geistigen Selbstvergewisserung der Deutschen“ (S. 435) gestanden. Daraufhin widmet sich Hammerstein den katholischen Universitäten, wo er manche Reformbemühungen, deren Ideale durchaus mit dem aufgeklärten Zeitgeist kompatibel gewesen seien, ausmacht; aus einer Aufholsituation gegenüber dem Protestantismus heraus sei es hier zur Erneuerung der Bildung gekommen, nicht zuletzt durch Überwindung des Bildungsmonopols der Jesuiten. Verbunden mit einem neuen Staatsverständnis, dem ein Vorrang in nicht-religiösen Dingen eingeräumt worden sei, habe auch der beschriebene Wandel der Theologie im aufgeklärten Sinn den katholischen Universitäten im Reich ihren Platz in der geistigen Erneuerung des 18. Jahrhunderts gesichert. Dieses Bild kontrastiert Hammerstein abschließend mit der gegenteiligen Entwicklung in Frankreich und Italien, wo die Universitäten in Traditionalismus erstarrt gewesen seien und sich die denkerischen Innovationen in Fachschulen und Akademien ausgelagert hätten, wie selbst in England die Aufklärer eher außer- denn innerhalb der Universitäten gewirkt hätten.

Zwischen Beten und Fluchen. Zur Religiosität der Studenten in der Frühen Neuzeit (S. 455 - 478) ist Thema von Marian Füssel, der über die Diskussion devianten, aber auch konformen Verhaltens in Religionssachen Rückschlüsse auf religiöse Praktiken, Einstellungen und Werte im akademischen Milieu ziehen möchte. In einem ersten Schritt betrachtet Füssel im wahrsten Sinne des Wortes Bilder studentischer Frömmigkeit, auf denen der religiös-fromme Student – identifiziert mit dem pietistischen Halle – als einer von vier Studententypen auftrete, dem er dann noch in weiteren Medien des 18. Jahrhunderts wie Medaillen, Stammbuchbildern bzw. -einträgen und der studentischen Romanliteratur nachspürt. Füssel hält fest, daß offenbar eine „besondere Religiosität durchaus als fester Bestandteil eines bestimmten studentischen Habitus begriffen wurde“ (S. 457); entsprechend der konfessionell zweigeteilten deutschen Universitätslandschaft kann er zugleich „eine Art Zwei-Welten-Modell“ (S. 461) definieren, da sich im Protestantismus eine eigene studentische Identität entwickelt habe, im Katholizismus dagegen nicht. Der zweite Schritt gilt der akademischen Festkultur, die religiös und dabei konfessionell geprägt gewesen sei; anhand von umfangreich zitierten Quellenzeugnissen zeigt Füssel den Stellenwert religiöser Praktiken im studentischen Lebenswandel auf, die neben der Integrationsfunktion – die Universität als Sakralgemeinschaft – auch eine Distinktionsfunktion – die Ausgrenzung Andersgläubiger bzw. -konfessioneller – gehabt hätten. In einem dritten Schritt untersucht Füssel Ausformungen religiöser Devianz, die von Störungen des Gottesdienstbesuchs über Blasphemie, Fluchen und of-

fene Häresie – etwa in Disputationen – bis hin zum Teufelspakt reichen, was stets Disziplinierungsmaßnahmen der akademischen und landesherrlichen Obrigkeiten nach sich gezogen habe. Resümierend macht Füssel zwar keine eigene studentische Religiosität, aber einen spezifisch akademischen Umgang mit religiöser Kultur aus, was von den Studenten, für die eine religiöse Grundhaltung bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts sicher anzunehmen sei, durch tendenziell deviantes Verhalten zur eigenen Statusdemonstration genutzt worden sei.

Einen Überblick über das konfessionelle studentische Verbindungswesen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts bietet Harald Lönnecker's Studie *„Demut und Stolz ... Glaube und Kampfsinn“*. Die konfessionell gebundenen Studentenverbindungen – protestantische, katholische, jüdische (S. 479 - 540). Am Anfang steht die Entwicklung des Burschenschaftswesens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wo sich nach 1815 erste Verbindungen zu einer religiös-christlichen Grundhaltung bekannt hätten; als Gegenreaktion auf die zunehmend radikale Politisierung in den 1830er Jahren sei es vielerorts zur Begründung eigener christlicher – zunächst evangelischer, kurz darauf auch katholischer – Verbindungen gekommen. Auseinandersetzungen über die inhaltliche Ausrichtung, aber ebenso über die Abgrenzung zum Burschenschaftswesen mit seiner speziellen Mentalität hätten dann in den 1850/60er Jahren zur Etablierung mehrerer Dachverbände geführt, deren politisch-gesellschaftliche Verortung, institutionelle Ausformung und innere Entwicklung bis zum Ende des Kaiserreichs Lönnecker jeweils datengesättigt charakterisiert. Diese Zugangsweise gilt auch für die seit der Jahrhundertwende entstehenden jüdischen Studentenverbindungen und ihre Dachverbände; ausführlich wird hier insbesondere den Ereignissen in dem seit dem späteren 19. Jahrhundert zunehmend antisemitischen Klima nachgespürt. Infolge der für Studentenverbindungen jedweder Art unterschiedslosen Kriegserfahrungen macht Lönnecker nach dem Weltkrieg starke Einigungsbestrebungen in der deutschen Studentenschaft mit der Gründung neuer Organisationen aus, in die – unter Ausschluß der Juden – bald auch die konfessionellen Verbände integriert worden seien. Die NS-Zeit – die Lönnecker mit „Auflösung – Widerstand – Wiedergründung“ (S. 531) überschreibt – habe nachhaltige Veränderungen bedeutet, indem zunächst der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund seit 1926 die Führungsrolle übernommen habe und nach 1933 nicht nur die jüdischen, sondern auch die christlichen – Ausdruck des generellen Kampfes des NS-Regimes gegen die Kirchen – und andere Verbände aufgelöst worden seien, bevor nach 1945 gerade die konfessionellen Vereine eine Wiederbegründung des studentischen Verbindungswesens eingeleitet hätten. In einem Ausblick hebt Lönnecker schließlich die bisher unterschätzte Bedeutung der Mitgliedschaft in konfessionellen Vereinigungen für das spätere Wirken zahlreicher Funktionsträger in Politik, Gesellschaft und Kirchen hervor, und dies nicht nur im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, sondern noch lange danach und zum Teil sogar bis heute.

Den Abschluß des gesamten Bandes bildet ein programmatisches Diskussionspapier von Hans-Martin Kirn zur Lage und Zukunft der akademischen

Theologie mit dem Titel *Von der Theologie zu den Religious Studies? Überlegungen zu Glaube und Religion im Wandel universitärer Bildung* (S. 541 - 559). Die Theologie stehe in der globalisiert-pluralisierten Welt vor vielfältigen Herausforderungen seitens Gesellschaft, Wissenschaft und Kirchen; wissenschaftsintern sei dabei die Marginalisierung der christlichen Theologie durch das Vordringen der ‚Religious Studies‘ das Hauptproblem. Zuerst skizziert Kirn deshalb das Verhältnis von Theologie und ‚Religious Studies‘ in internationaler Perspektive; derzeit liege – ausgehend von Nordamerika, wo sich neben der strikten Trennung beider Fächer inzwischen auch ein pragmatisches Nebeneinander finde – die institutionelle Vereinigung im Trend. In dieser Konkurrenzsituation müsse die klassische Theologie ihr theologisches Profil schärfen, ihren spezifischen methodisch-hermeneutischen Beitrag zur Erforschung religiös-kultureller Diversität, also den „Mehrwert christlicher Theologie“ (S. 558) deutlich machen, was nur durch grundsätzliches Umdenken gelingen könne. Kirn fordert eine kritische Neubestimmung des Selbstverständnisses der Theologie im Spannungsverhältnis von eigener Multidisziplinarität und dem zu verteidigenden Anspruch auf disziplinäre Einheit unter Öffnung zu den Religions-, Sozial- und Kulturwissenschaften. Aufgabe der Theologie insgesamt müsse sein, „die soziale Produktivität von Glauben, Konfession und Religion in Geschichte und Gegenwart“ (S. 549) mit Blick auf die eigene Identität und den religiösen Pluralismus darzustellen; und daran habe sich – Kirn ist protestantischer Kirchenhistoriker – auch die Kirchengeschichte zu beteiligen, sie könne „wieder lebenspraktisch relevant“ (S. 549) und dadurch theologisch sein. Zur Selbstreflexion gehöre laut Kirn auch historische Vergewisserung, weshalb er nachfolgend dem Prozeß der disziplinären Ausdifferenzierung der Theologie in philologisch-historische und praktisch-kirchliche Fächer nachgeht – hier verweist er auf zahlreiche Forschungsdefizite und gibt Paradigmen für eine neue Theologiegeschichtsschreibung. Er zeigt, wie besonders in den Niederlanden, aber auch in England bereits an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert Tendenzen zu einer Umorientierung weg von der Dogmatik hin zur philologisch-historischen Bibelkritik im Verbund mit Sprachwissenschaft und Kirchenhistorie greifbar würden. Um die Zukunftsfähigkeit der Theologie zu erhalten, spricht sich Kirn für ein konstruktives Miteinander von mental offenen ‚Religious Studies‘ und einer selbständigen sowie selbstbewußten Theologie, die jedoch – nach kritischer Selbstreflexion – ihren alten Denkstil, auch in der Kirchengeschichte, ändern müsse, aus.

In sicherlich recht ungewöhnlicher Weise wurden hier die insgesamt 19 Einzelbeiträge des vorliegenden Tagungsbandes relativ ausführlich, dabei aber möglichst gleich gewichtet, zusammengefaßt; dies geschah in erster Linie deshalb, da ein Bericht zu der dem Band zugrundeliegenden Tagung, der üblicherweise eine Übersicht über den Inhalt und die Hauptaussagen der Vorträge bietet, nicht vorliegt. Der Tagungsbericht von Walter Höflechner im **Jahrbuch für Universitätsgeschichte**. - 11 (2008), der hier fast wortgleich als *Universität, Religion und Kirchen. Zusammenfassung* (S. 561 - 568) zum Wiederabdruck kommt, vermag dies nicht zu erfüllen. Zum einen stellt er für

die meisten Aufsätze kaum mehr als eine Ausformulierung des Titels dar; es ist als unglücklich zu bezeichnen, wenn dabei einmal sogar noch auf einen Vortrag, der nicht in den Tagungsband aufgenommen wurde, verwiesen wird (Helmut G. Walther) und einige Beiträge sich hinsichtlich ihrer Ausrichtung in der Schriftform zudem deutlich von der referierten Vortragsversion zu unterscheiden scheinen (Meta Niederkorn-Bruck).⁴ Zum anderen entfernt sich die Zusammenfassung doch oft auch sehr weit von den Aufsätzen, indem – was freilich eine Erweiterung der Perspektivik bedeutet – Höflechner manche eigene Bemerkungen zur Thematik der Tagung macht und dadurch die Beiträge in größere Zusammenhänge einordnet. So relativiert er etwa in gewissem Maße die in mehreren Beiträgen angesprochene Marginalisierung der südeuropäischen katholischen Universität der Frühen Neuzeit, wenn er als Gegenbeweis das Wirken Galileo Galileis in Padua und Pisa bringt. Ein weiterer Punkt ist die Rolle des jüdischen – und islamischen – Denkens für die Entwicklung der universitären Wissenschaft; auch bemängelt er, daß die Grundfrage nach dem Verhältnis von Glaube und Wissen hier kaum thematisiert worden sei, wie auch zu den philosophischen Studien, wo sich die eigentliche Genese der Wissenschaften vollzogen habe, zu wenig gesagt worden sei. Höflechners Tagungsbericht ist also eher als ein erweiterndes Fazit zu verstehen; zum Schluß stellt er – eine Provokation, die eigentlich aber gar keine sei – der These „Ohne Religion und Kirche keine Universität“ (S. 561) seine Antithese „Universität trotz Religion und Kirche“ (S. 568) gegenüber, über die es, eben aus entgegengesetztem Blickwinkel, sicher nachzudenken lohnt.

Ohne hier eine Bewertung der einzelnen Aufsätze vornehmen zu können, dürfte bereits deren inhaltliche Zusammenfassung deutlich gemacht haben, welches Spektrum an Themenstellungen innerhalb des Fragenkomplexes *Universität, Religion und Kirchen* nicht nur der Band aufreißt, sondern auch die 19 Beiträge schon abdecken. Diese sachliche Vielfalt hinsichtlich der zeitlichen und räumlichen ebenso wie der methodisch-disziplinären Dimensionen macht denn auch den Reiz des vorliegenden Bandes aus, so daß tatsächlich – wie von Rainer Christoph Schwinges angedacht – das Thema hier in seiner ganzen Breite angeleuchtet, natürlich bei weitem aber noch nicht ausgeleuchtet wird. Doch eben diese Komplexität des Themas macht die Auswahl der Aufsätze auch beliebig; leicht hätten 19 weitere hinzukommen können, die dann auch die von Höflechner zu Recht angesprochenen Defizite – wünschenswert wäre besonders die Erweiterung des Religionspektrums um den Islam und stärker noch um das Judentum – würden beheben können. In der Zusammenschau ergeben die vorhandenen Beiträge ein facettenreiches Bild des immerwährenden, inhaltlich freilich in sich ver-

⁴ Gegenüber dem Tagungsprogramm fehlen in der Druckfassung in Sektion I die Vorträge *Die Privilegierung von Universitätsbesuchern beim Pfründenerwerb* (Brigide Schwarz) und *Privilegierung und Universitätsgründungen durch die Päpste vom 13. bis ins 16. Jahrhundert* (Helmut G. Walther), in Sektion II der Vortrag *Männer der Kirche – Männer der Universität. Personale Verflechtungen* (Enno Bünz); der Vortrag von Meta Niederkorn-Bruck lautete ursprünglich *Benediktiner und Kartäuser. Universitätsabgänger und Träger der Ordensreform(en)*.

änderlichen, positiven wie auch negativen Dialogs von Universität, Religion und Kirchen und – nicht zu vergessen – Theologie(n), denn letztere haben, während Religion und Kirchen eher den institutionellen Rahmen boten, unmittelbar auf die Entwicklung der universitären Wissenschaften eingewirkt. Unter den Aufsätzen herrscht ein ausgewogenes Verhältnis von allgemeinstrukturellen und speziellen, etwa institutionellen oder disziplinären Studien; viele davon dürften nicht nur für ihr eigenes Thema wichtig, sondern auch weit darüber hinaus wirkmächtig werden und somit dem Band dauerhaft Gewicht verleihen. Die Ausstattung des Bandes, dessen fast 600 Druckseiten durch ein kombiniertes Orts- und Personenregister erschlossen werden, ist gut, und auch wenn sich bei Haeblerli, Weiß und Füssel ein paar Abbildungen, teils sogar in Farbe, finden, so hätten durchaus auch einige andere Beiträge Abbildungen vertragen, die nicht nur illustrativ, sondern auch argumentativ hätten eingebunden werden können. Das farbige Titelbild, die Verleihung von Privilegien an die Universität Bologna in einer Miniatur des 15. Jahrhunderts, veranschaulicht treffend den Konnex zwischen Universität und Kirche, hier in Gestalt des Papstes, ebenso jedoch mit der weltlichen Macht, hier in Gestalt des Kaisers. Und um an dieser Stelle in Verbindung mit dem Titelbild ein einziges Beispiel für eine mögliche Erweiterung des Themenspektrums zu nennen: Ein Beitrag hätte etwa eben diese bildlich-mediale Veranschaulichung des Verhältnisses von Universität und Kirche behandeln und so auch die methodisch-disziplinäre Vielfalt des Bandes um die Bildwissenschaft bzw. die Kunstgeschichte bereichern können. Die Redaktion läßt freilich teils Sorgfalt vermissen; so fällt insbesondere der Aufsatz von Niederkorn-Bruck sehr negativ durch zahlreiche grammatikalisch falsche oder gar unvollständige Sätze, unzählige Kommafehler, fehlende Wortendungen und selbst inhaltlich-konzeptionelle Brüche auf; fast macht es den Eindruck, als ob hier aus Versehen eine unredigierte Textfassung gedruckt worden wäre. In deutlich geringerem, aber ebenfalls störendem und dem hohen Anspruch von Autoren, Herausgebern und Verlag kaum gerecht werdendem Ausmaß gilt dies für die Texte von Schreiner, Freedman und Hammerstein mit durchaus einigen Interpunktions- und Orthographiefehlern. Was dem Band neben einer konsequenteren Lektorierung allerdings wirklich gut getan hätte, wäre ein gescheiter Essay, der pointiert – mehr, als die Einführung und die Zusammenfassung zusammengekommen es vermögen – das vielaspektige Beziehungsgeflecht der „Trias Universität, Religion und Kirchen“ (S. 2) charakterisiert und so erst wirklich zu einer Synthese des Themas geführt hätte. Ein solcher Essay hätte über die Bemerkungen zu unbedingt zu behebenden Forschungsdefiziten und neuen Forschungsperspektiven in den Aufsätzen hinaus der Forschung insgesamt die Richtung für die Zukunft weisen können, denn Spezialstudien gibt es sicherlich noch nicht genug, aber doch recht viele – was fehlt, sind die Synthesen.

Stefan Kötz

QUELLE

Informationsmittel (IFB) : digitales Rezensionsorgan für Bibliothek und Wissenschaft

<http://ifb.bsz-bw.de/>

<http://ifb.bsz-bw.de/bsz337101507rez-1.pdf>